

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie  
= Swiss journal of sociology

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

**Band:** 29 (2003)

**Heft:** 3

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 29.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

*Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.*

*Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.*

*Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.*

Martina Löw, Raumsoziologie, Frankfurt a. M. 2001, Suhrkamp Verlag, 309 S.

Die Kategorie des Raumes wurde mit Ausnahme von Autoren wie Georg Simmel in der Soziologie lange vernachlässigt. Schon alleine deswegen fällt der Titel «Raumsoziologie» aus dem Rahmen. Martina Löws Monografie ist jedoch mehr als die blosse Korrektur eines Missstandes, sie ist ein Plädoyer für einen neuen, prozessualen Raumbegriff. Anstatt Raum gemäss der «absolutistischen Tradition» als vom Handeln segregierte Realität zu denken, fordert Löw dazu auf, Raum in die soziale Struktur zu integrieren. Der neue Raumbegriff ist «relativistisch» angelegt, im Endeffekt jedoch relational: Mit dieser subtilen Begriffsunterscheidung verdeutlicht die Autorin, dass im neuen Raumbegriff nicht nur die Beziehungen zwischen (an)geordneten sozialen Gütern und Menschen analysiert werden können, sondern auch die Güter und Menschen selbst.

Löw gelangt zu diesem Ergebnis, indem sie sich im Anschluss an das erste Kapitel folgenden Leitfragen widmet: Welche Raumvorstellungen bestimmten bisher die Geistes- und Sozialwissenschaften (Kap. 2)? Welcher Raumbegriff wird zur Beschreibung lebensweltlicher Phänomene herangezogen (Kap. 3)? Welche Folgen leiten sich für die Konkretisierung eines eigenen Raumbegriffs (Kap. 4) ab? Wie entsteht daraus ein soziologischer, prozessualer Begriff des Raumes

(Kap. 5)? Welchen (empirischen) Nutzen hat dieser neue soziologische Raumbegriff (Kap. 6)? Resümierende (Kap. 7) und bibliografische (Kap. 8) Angaben runden die Monografie ab.

Nach einem kurzen philosophiegeschichtlichen Abriss, der anhand der Raumvorstellungen Newtons, Leibnitz' und Kants Einblicke in die Thematik «absoluter und relativer Raum» gibt, problematisiert die Autorin in Kapitel 2 drei Varianten des soziologischen Raumbegriffs: Giddens' ortsbbezogenen Raumbegriff, den zu Territorien verdinglichten Raumbegriff der Stadt- und Regionalsoziologie und die in der Tradition Parsons' und Simmels stehende soziologische Anwendung des Kantschen Raumbegriffs. Alle drei Ansätze verkörpern die «absolutistische» Denktradition des Raums als Behälter, «als Synonym für Erdboden, Territorium oder Ort» (264). Sie entbehren jedoch alle des Moments der Bewegung, da in ihnen von einem statischen und immobilen Raum ausgegangen wird.

In Kapitel 3 diskutiert Löw Wandlungen des Raumphänomens, die mit «Verinzelung der Lebenswelt», «Cyberspace», «Globalisierung» und «neue Körperräume» überschrieben werden können. In den 70er Jahren ändert sich die Raumerfahrung der Kinder und Jugendlichen insofern, als nicht mehr ein zusammenhängendes Areal (Strasse oder Stadtteil), sondern mehrere Räume, die wie Inseln über die ganze Stadt verteilt

sind, ihre Lebenswelt bilden. Der tatsächlich vorliegende zerstückelte Raum widerspricht somit dem pädagogisch vermittelten homogenen, einheitlich umformten Raum.

Bezugnehmend auf Featherstone und Burrows unterscheidet Löw im Anschluss daran zwischen drei Arten des Cyberspace (Barlovian Cyberspace, Virtual Reality, Gibsonian Cyberspace), durch die Raumvorstellungen grundlegend verändert werden. Die Erfahrungen des Cyberspace sind mit der Vorstellung eines einheitlichen, homogenen und kontinuierlichen Raumes ebenfalls unvereinbar. Statt dessen erscheinen Räume als uneinheitliche, sich überschneidende, vernetzte und bewegliche Gebilde.

Abschließend lässt «global cities» einen Raum der Zentralität entstehen, der andere Regionen in ihrer wirtschaftlichen und politischen Bedeutung marginalisiert. Dieser Raum ist jedoch nicht statisch, sondern, wie Löw mit Bezugnahme auf Castells herausarbeitet, strömend.

Im Kapitel über Körperräume veranschaulicht Löw, dass auch menschliche Körper nicht länger als einheitliche Räume gedacht werden dürfen. Die Einheitlichkeitsvorstellung wird durch die Momente des Wandels, des Austauschs, der Betonung einzelner Körperelemente und der Bewegung durchbrochen. Genauso wie die verinselten Städte, der Cyberspace und die globalen Wirtschaftsverflechtungen stellt der Körperraum einen neuen Raumtypus dar: einen Raum, der nicht starr wie ein Behälter Dinge umschließt, sondern ein Netzwerk aus relationalen Anordnungen ist.

Fragen der «Relationalität», der menschlichen «Syntheseleistung» und der räumlichen «Atmosphäre» werden in Kapitel 4 angesprochen, ehe sie im fünften und zugleich umfangreichsten Abschnitt der Monografie vertieft werden.

Raum entsteht durch Spacing und Syntheseleistungen. Unter Spacing versteht man «das Platzieren von sozialen Gütern und Menschen bzw. das Positionieren primär symbolischer Markierungen, um En-

sembles von Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen» (158). Syntheseleistungen sind «Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse» (159), die soziale Güter und Menschen zu Räumen werden lassen. Eine Sonderform des Raumes ist der institutionalisierte Raum, bei dem «die (An)Ordnung über das eigene Handeln hinaus wirksam bleibt und genormte Syntheseleistungen und Spacing nach sich zieht» (164). Handeln erfolgt nicht immer nur nach Routinen, sondern weicht auch von der alltäglichen Praxis ab. Reichen diese Veränderungen oder Abweichungen über die individuelle Ebene hinaus, finden sie kollektive Nachahmer, werden neue institutionelle Räume geschaffen, die Löw «gegenkulturelle Räume» (185) nennt. Immer jedoch sind räumliche Strukturen spezifische Formen gesellschaftlicher Strukturen. Als Strukturprinzipien führt Löw Geschlecht und Klasse ein, die in der Form des inkorporierten, von Klasse und Geschlecht abhängigen Habitus' alle Lebensbereiche durchdringen. An dieser Stelle werden Bourdieus Thesen von einem sozialen Raum als relative Anordnung von Menschen, zwischen denen (Macht-)Beziehungen bestehen, in einem Exkurs thematisiert. Vom sozialen Raum unterscheidet Bourdieu den «angeeigneten physischen Raum», der sich durch die sozialstrukturell ungleiche Verteilung von Gütern und Dienstleistungen (vgl. dazu ausführlicher Kap. 5.5 «Raum und soziale Ungleichheit») und durch die physische Präsenz der Akteursgruppen definiert. Dem Exkurs folgt die Differenzierung der alltagsweltlich synonym gebrauchten Begriffe «Raum» und «Ort». Während der Raum durch das Platzieren von sozialen Gütern und Menschen (Spacing) und durch die Reflektion dieses Vorgangs (Syntheseleistung) entsteht, ist der Ort «Ziel und Resultat der Plazierung» (198). Orte gehen also aus Platzierungen hervor, können jedoch über einen bestimmten Zeitraum auch ohne die Platzierung existieren. Sie sind konkrete, einzigartige, geografisch bestimmmbare und sichtbare Plätze. Räume hingegen

sind nicht nur visuell wahrnehmbar. Von ihnen gehen Stimmungen aus, deren Gesamtheit die Atmosphäre darstellt. Darunter versteht Löw «*die in der Wahrnehmung realisierte Aussenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung*» (205).

Den letzten grossen Block der Monografie bilden Raumanalysen empirischer Projekte (vgl. Kap. 6). Am Beispiel einer Studie über englische Schüler aus dem Arbeitermilieu, die Paul Willis in den 70er Jahren durchführte, illustriert Löw die Konstitution (gegenkultureller) Räume. Besondere Bedeutung wird hier dem Strassenraum vor der Schule geschenkt, weil er in der Raumkonstruktion der Jugendlichen eine tragende Rolle spielt. Im nächsten Teilkapitel widerlegt die Autorin mit Hilfe einer Studie von Christine Ahrend die in der Pädagogik weit verbreitete These, wonach das Freizeitverhalten der Jungen raumexpansiver sei als das der Mädchen. Jungen entwickeln zwar grössere Raumkompetenz in Bezug auf soziale Güter, Mädchen aber in Bezug auf Menschen, die sie ungenierter ansprechen. Die letzte raumsoziologische Analyse, die der «Erlebnisgesellschaft», überzeugt allerdings nicht in allen Punkten. Die triviale Aussage, dass für Niveau- und Harmoniemilieu «der Standort der Wohnung nach wie vor von Bedeutung ist» (258), bringt genauso wenig neue Erkenntnisse wie die zum wiederholten Male formulierte These, dass die Entstehung von Räumen nicht nur «einer territorialen Logik» (261) folgt.

Wenn der Leser auch unter dem sehr allgemein gehaltenen Titel «Raumsoziologie» eine gleichsam grundlegende Einführung erwartet, die bereits vorhandene Raumkonzepte wie etwa das von Georg Simmel nicht nur streift, sondern vertieft, so wird seine Enträuschung über diesen Makel durch den enormen Informationsgewinn mehr als aufgewogen. Ihm werden die Defizite einer rein «absolutistischen» Raumargumentation im gesamten Buch klar vor Augen geführt. Martina Löws soziologisches Plädoyer für

einen relationalen Raumbegriff, mit dem «die Konstitution von Räumen über (institutionalisierte) Verknüpfungen in Handlungsprozessen erklärt wird und nicht Räume dem Handeln vorgängig konzipiert werden» (113), ist stringent aufgebaut und in den einzelnen Facetten überzeugend durchgespielt.

Dr. Stephan Enser  
Institut für Soziologie  
Universität Würzburg  
Wittelsbacherplatz 1  
D – 97074 Würzburg  
stephan.enser@mail.uni-wuerzburg.de

Volker Bornschier (Hg.), *State-building in Europe. The Revitalization of Western European Integration*, Cambridge: Cambridge University Press 2000, 326 S.

«*We must move quickly otherwise Europe will become an archaeological excavation site where Americans and Japanese seek for lost ideas and ways of life.*» Mit diesen Worten rechtfertigte Jacques Delors, seinerzeit Präsident der Europäischen Kommission, Anfang der 1990er Jahre das Projekt, einen europaweiten Binnenmarkt zu schaffen. Mittlerweile ist der offene Markt zur treibenden Kraft der europäischen Integration geworden. Tatsächlich verwirklicht sich heute die Einheit Europas in erster Linie in der grenzüberschreitenden Marktbildung und in den entsprechenden «vier Freiheiten»: der Handelsfreiheit, der Kapital-Allokationsfreiheit, der Niederlassungsfreiheit und der Freizügigkeit für EU-Bürger. Dieser Prozess der Marktoffnung grossen Stils, der in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre auf der Grundlage der «Einheitlichen Europäischen Akte», im Rahmen des Binnenmarktprojekts der Europäischen Kommission «Europa 1992» und unter der Präsidentschaft Jacques Delors' entscheidend vorangetrieben wurde, wirkt weit über die Verträge von Maastricht hinaus. In dieser Zeit wurden die Weichen für die grosse «*restance*

*europeenne*» gestellt, die zum Signum der Fortschritte der europäischen Einigung im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts geworden ist.

Volker Bornschier und seine Mitarbeiter am Soziologischen Institut der Universität Zürich haben der Erforschung der Ursachen und Zusammenhänge jener Entwicklungen, mit denen das westeuropäische Integrationsprojekt nach Jahrzehnten relativer Stagnation wieder an Fahrt gewonnen hat, eine gross angelegtes und langjähriges Forschungsprojekt gewidmet, dessen Ergebnisse der vorliegenden Veröffentlichung zugrunde liegen. Der besondere Gehalt dieser Studie liegt darin, dass sie auf einzigartige Weise systematische Überlegungen zur «Weltgesellschaft», mit Fragestellungen und Methoden einer soziologischen Institutionenanalyse, also die makro- und mikrosoziologische Perspektive miteinander kombiniert.

Die Makroperspektive rückt die wirtschaftliche Globalisierung als externe Randbedingung der Integrationspolitik in Westeuropa ins Zentrum. Bornschier stellt den europäischen Prozess in Zusammenhang mit der Konkurrenz um staatlichen Schutz von Unternehmen auf dem Weltmarkt. Der Zürcher Soziologe entwickelt dazu ein anspruchsvolles theoretisches Modell globalisierten sozialen Wandels, das die Aufmerksamkeit auf die Einflüsse sozialer Kräfte und Akteure, in erster Linie multinationaler Wirtschaftsunternehmen und transnationaler politischer Institutionen richtet. Globalisierung, so argumentiert Bornschier in einem dem analytischen Bezugsrahmen gewidmeten Einleitungskapitel, führe keineswegs, wie manche Globalisierungstheorien vorschnell annehmen, generell zu einer Auflösung von Staaten und zur Beschränkung staatlicher Regulierungsmöglichkeiten zugunsten eines weltumspannenden Marktes. Vielmehr sei die Globalisierungsproblematik dahingehend zu differenzieren, dass neben multinationalen Unternehmen auch Staaten und Staatenverbünde als relevante Akteure der Globali-

sierung systematisch in Betracht zu ziehen seien. Denn Unternehmen, insbesondere multinationale, suchten stets nach einer territorialen Verankerung in Nationalstaaten, um den staatlichen Schutz sicherzustellen, der für eine reibungslose Abwicklung von Geschäften offenbar unerlässlich ist.

Die Nachfrage nach und das Angebot an staatlicher Protektion für Wirtschaftsunternehmen, mithin die Konkurrenz um ein kollektives Gut auf dem «Weltmarkt für staatliche Protektion» führten nach Bornschier eben nicht zur Erosion von Staatlichkeit, sondern zu einer *Neustrukturierung des Staatengefüges*. In den 1980er Jahren waren es vor allem europaweit tätige Wirtschaftsunternehmen wie Philips Electronics, Nestlé, Unilever, die angesichts der damals technologisch führenden und ökonomisch dominierenden Weltmarktstellung der USA und Japans auf europäischer Ebene nach jener politisch-institutionellen Protektion suchten, die ihnen kein einzelner Staat Europas mehr in ausreichendem Masse bieten konnte.

Im *European Roundtable of Industrialists*, einem seit Anfang der 1980er bestehenden informellen Gesprächskreis prominenter Manager multinationaler Unternehmen, hatte sich die westeuropäische Businesselite eine transnationale Plattform für die Diskussion von Zukunftsfragen der europäischen Wirtschaft geschaffen. Und in der Kommission, die nach Übernahme der Präsidentschaft durch den durchsetzungsfähigen Delors deutlich gestärkt wurde, selbstbewusster auftrat und vor allem an einem weiteren Machtausbau interessiert war, fanden die Protagonisten des *European Roundtables* ihren wichtigsten politischen Bündnispartner. Auf dieser Grundlage konnten sie ihre Vorstellungen von einer Hegemonie-Offensive der europäischen Ökonomie im Kampf um eine verbesserte Positionierung im Wettbewerb mit den USA und Japan verwirklichen.

Dass der *European Roundtable* eine der wichtigsten gesellschaftlichen Trägergruppen der europäischen Binnenmarktoffensive

organisierte, geht aus den umsichtigen Untersuchungen von *Fielder* und *Nollert* (Kap. 3 u. 7) hervor. Damit wird auf eine in der Forschung vernachlässigte mächtige Akteursgruppe im Hintergrund aufmerksam gemacht. Hauptsächlich über traditionelles Lobbying bemühte sich die transnationale Wirtschaftselite vor allem bei der seinerzeit an Macht gewinnenden Kommission Gehör zu verschaffen. Dort stiess sie auf offene Ohren. Schliesslich hatten Delors und seine Beraterstäbe, wie *Ziltener* (Kap. 2) überzeugend darlegt, in der Strategie der europäischen Marktbildung durch Deregulierung eine viel versprechende Möglichkeit entdeckt, das Profil der Integrationspolitik neu zu definieren und gleichzeitig die korporativen Interessen der supranationalen Behörde an Kompetenzenzuwachs und Legitimation zu stärken. Auf der Grundlage der Einheitlichen Europäischen Akte von 1986, die fortan Mehrheitsentscheidungen in Binnenmarktfragen zuliess, konnte sich die Kommission erfolgreich als politischer Entrepreneur betätigen.

Der auf politischer und ideologischer Interessenkonvergenz begründete Elitenpakt zwischen den in den Netzwerken des *European Roundtable* zusammengeschlossenen Spaltenmanagern und der Brüsseler Behörde, mündete schliesslich in einer europäischen «Staatsbildung» neuen Typs. Letztlich gründet sie auf einer politischen und ideologischen Hegemonie des Kapitals und der Europäischen Kommission. Politisch verband diese Akteure das gemeinsame Interesse an einer Stärkung des Standorts Europa in der Triade der Wirtschaftsblöcke. Ideologisch einte sie die Orientierung am «Gesellschaftsmodell» des postkeynesianischen Neoliberalismus'. In der Gestalt der Europäischen Union sei der Strukturantagonismus zwischen binnenprotektivem «Nationalismus» und internationalem «Liberalismus», der *Bornschier* zufolge die Geschichte der europäischen Staaten und Staatsallianzen spätestens seit dem 16. Jahrhundert durchzieht, schliesslich zugunsten offener Märkte und reduzierter Kosten bei

grenzüberschreitenden ökonomischen Transaktionen, damit zugunsten einer möglicherweise irreversiblen Zurückdrängung der relativ geschlossenen Märkte der Nationalstaaten und des keynesianischen Gesellschaftsmodells gelöst worden.

Als Ergänzung und zur empirischen Untermauerung dieser Thesen, fokussiert der Band in mehreren Fallstudien noch diverse europäische Politikfelder, die im Zusammenhang mit der Schaffung des Binnenmarktes an Bedeutung gewonnen haben. So finden sich eine Reihe von als Policyanalysen angelegte Einzelstudien, etwa zur Entwicklung der europäischen Technologiepolitik (*Parker*, Kap. 4), der Regionalpolitik (*Ziltener*, Kap. 5), der Sozialpolitik (*Ziltener*, Kap. 6) und der Biopolitik (*Nollert*, Kap. 8). Detailgenau und mit bemerkenswerter Sachkenntnis, vor allem was die Verfahrensmodalitäten und die Arbeitsweise der leitenden Kommissionsstäbe betrifft, werden die verschlungenen institutionellen Entscheidungsprozesse nachgezeichnet sowie die Ergebnisse mit den ursprünglichen Zielen verglichen und beurteilt.

Zwar sind die empirischen Kapitel, die bei weitem den grössten Teil des Bandes einnehmen, im Einzelnen nur wenig auf den analytisch elaborierten makrosoziologischen Horizont des Herausgebers bezogen. Meist erschöpfen sie sich in ausgedehnten und rein beschreibenden Darstellungen; bisweilen verfolgen deren Autoren auch eigene Theoriestränge, was der theoretischen Kohärenz des Werkes eher abträglich ist. Dennoch sind gerade auch die im Band versammelten Policystudien durchaus erhellend. Deutlich wird zum Beispiel, wie eng der Ausbau anderer Politikfelder, wie etwa der Technologiepolitik oder auch der Regional- und Kohäsionspolitik, mit den politischen Weichenstellungen der Binnenmarktpolitik verzahnt waren. Bestätigen diese Befunde auch die klassische *spill-over*-These der funktionalistischen Integrationstheorie, die besonders *Ziltener* als Erklärungsmodell heranzieht, so belegt das ebenfalls von *Ziltener* verfasste Kapitel über

die europäische Sozialpolitik in der Ära Delors (Kap. 6) das Gegenteil, nämlich das klägliche Scheitern einer gezielt kompensatorisch ausgerichteten Politik der Kommission. Die Stärkung der «sozialen Dimension Europas», gleichfalls eine der grossen politischen Visionen Delors', konnte nicht in vollem Umfang verwirklicht werden. Das liess sich nicht gegen die verbrieftes Veto-macht der Mitgliedsstaaten durchsetzen, die an der sozialpolitischen Souveränität festhielten.

Dieses Werk sucht seinesgleichen auf dem Gebiet der Makrosoziologie Europas und der europäischen Integration. Unübertroffen ist es zunächst im theoretischen Design. Globale Makroperspektiven, die vor dem konzeptionellen Horizont der «Weltgesellschaft» entwickelt werden, werden mikrosoziologisch fundiert, indem die Akteursebene von Unternehmen und politischen Institutionen, deren korporative Interessen und politisch-ideologischen Orientierungen sowie deren konkreten institutionellen Handlungskontexte systematisch untersucht werden. Dadurch gelingt es den Autoren, die polaren Dichotomien und Reduktionismen der in der Europa-forschung dominierenden Erklärungsmodelle, des Neofunktionalismus' und des Intergouvernementalismus', soziologisch zu differenzieren und auf überzeugende Weise zu überwinden. Einzigartig ist auch der Fokus auf das Zusammenspiel und die Interdependenzen transnationaler ökonomischer Eliten, supranationaler Institutionen und der historischen Wandlungen von Gesellschaftsmodellen. Der herausragende Beitrag von Bornschiers «State-building in Europe» ist jedoch darin zu sehen, dass «Europa», das bisher kaum mehr als eine Residualkategorie der Theorie der Weltgesellschaft und der Globalisierungsdebatte bildete, in diesem Werk konsequent als eigenständige Bezugsebene der soziologischen Analyse von Prozessen der globalen Verge-sellschaftung konkrete Gestalt gewinnt. Zukünftige Beiträge zur Makrosoziologie des

europäischen Integrationsprozesses werden sich daran messen lassen müssen.

Prof. Dr. Maurizio Bach  
Lehrstuhl für Soziologie, Universität Passau  
Innstr. 39, D – 94030 Passau  
bach@uni-passau.de

Howard S. Becker, *Les ficelles du métier : comment conduire sa recherche en sciences sociales*, Collection Guides « Repères », Paris : La Découverte, 2002, 352 p.

Paru pour la première fois aux Etats-Unis en 1998 sous le titre *Tricks of the Trade. How to think about your research while you are doing it, Les ficelles du métier. Comment conduire sa recherche en sciences sociales* est un ouvrage indispensable pour celles et ceux qui désirent approfondir leurs connaissances sur la démarche et la carrière d'Howard S. Becker. Contrairement à ce que pourrait suggérer le titre, cet ouvrage ne traite pas à proprement parler du travail de terrain ni de celui de l'écriture, thèmes chers à Becker. Après avoir publié un ouvrage sur « comment écrire pour l'université » (*Writing for Social Scientists*, 1986), Becker nous livre ici ses ficelles pour répondre à la question « comment penser ? ». L'essentiel de la matière de ce livre, Becker l'a tiré de son expérience d'enseignant et de chercheur tout en faisant régulièrement référence à ses professeurs Herbert Blumer et Everett C. Hughes.

Dans la *Préface pour un public français* (adaptation de conversations enregistrées entre l'auteur et Henri Peretz), la *Préface* et le premier chapitre intitulé *Ficelles*, Becker nous éclaire sur le propos de cet ouvrage. On y apprend que les idées exposées sont destinées à tout chercheur en sciences sociales, indépendamment des traditions et des écoles de pensée, et ne se limitent pas à la recherche « qualitative ». Les spécialistes du travail de terrain de type anthropologique n'en sont pas moins oubliés mais certaines ficelles leur paraîtront peut-être trop

familières. Evitant le jargon et les termes abstraits, alternant réflexion théorique et exemples de recherche empirique, Becker choisit de s'adresser directement au lecteur en l'accompagnant tout au long de sa réflexion et de la description de ces ficelles. Les multiples exemples choisis par Becker, puisés presque essentiellement dans le contexte américain, « sont présentés comme autant de ressources possibles pour analyser ou raisonner » (p. 12). Sur le ton de la conversation, parsemé d'humour et parfois provocateur, Becker aborde des problèmes méthodologiques fréquemment rencontrés au cours d'une recherche et propose un certain nombre de ficelles pour les surmonter.

Cet ouvrage traite ainsi du métier de chercheur voué à l'étude de la société. Ce sont donc les recherches en sciences sociales et les questions théoriques qu'elles suscitent qui sont mises à l'honneur dans *Les Ficelles du métier*. Fort de ses expériences de chercheur, Becker décrit ces ficelles comme « des manières d'aborder ce que nous connaissons, ou désirons connaître, et qui nous aident à interpréter nos données et à formuler de nouvelles questions sur la base de ce que nous avons découvert. Elles nous aident à tirer le meilleur de nos données en mettant en lumière certaines facettes du phénomène que nous étudions, auxquelles nous n'avions pas préalablement pensé » (p. 27). L'ensemble des ficelles proposées s'applique ainsi à offrir une voie alternative aux dogmes de la théorie, aux modes de pensées routiniers. Becker met cependant le lecteur en garde, ces ficelles risquent parfois, pour certaines d'entre elles, de compliquer l'activité du chercheur plus que de la lui faciliter dans la mesure où elles « ont pour fonction de suggérer de nouvelles manières de manipuler les choses, de permettre d'observer les choses sous un angle différent, afin de faire progresser la recherche en suscitant de nouvelles questions » (pp. 29–30).

Quelles peuvent être les incidences des représentations sur notre objet de recherche ? Comment constituer un échantillon

de façon à ne pas écarter des cas a priori sans importance ? Quel sens retenir d'un concept et quel rôle lui donner dans l'analyse ? Comment tirer le meilleur profit de nos données sans en accumuler davantage ? Les principaux procédés liés au travail de recherche en sciences sociales, à savoir : *représentations, échantillons, concepts et logique*, constituent chacun l'un des quatre chapitres suivants des *Ficelles du métier*.

Dans les premières pages du chapitre intitulé *Représentations*, Becker mentionne l'intention du sociologue Herbert Blumer de rendre attentifs ses étudiants aux « représentations sous-jacentes avec lesquelles les sociologues abordent les phénomènes qu'ils étudient » (p. 36) sans pour autant avoir proposé de solutions. Conscient de cette difficulté, Becker les étudie et cherche à en identifier les origines. Après avoir énoncé que tout chercheur en sciences sociales dispose d'images préétablies de son objet de recherche avant même de l'avoir traité et que ces représentations en détermineront l'orientation, Becker décrit deux types de représentations : *substantives*, autrement dit, les représentations profanes, et *scientifiques*, c'est-à-dire celles partagées par les membres d'un groupe professionnel, avant de nous livrer quelques ficelles dont la fonction serait de les améliorer. Le point de vue est clair, il ne s'agit pas de les mettre de côté mais d'en tenir compte et de s'en servir : « le processus fondamental de l'étude de la société – nous commençons par des représentations et nous finissons par des représentations – est la production et le perfectionnement d'une représentation de l'objet que nous étudions » (p. 38). Pour ceux qui ne partagent pas cette perspective, Becker démontre par l'exemple des études sur la consommation d'opiacées, sur la délinquance et la criminalité, sur les pratiques sexuelles « et de manière générale sur tous les comportements qui sortent de la sphère du style de vie conventionnel des chercheurs universitaires » (p. 43) que celles-ci abondent en « imputation de sens et de motifs aux acteurs » (p. 38). Comment

faire pour que nos représentations soient au plus près de la réalité, comment peut-on les corriger pour mieux s'en servir ? De manière à mieux dépasser les représentations de type *scientifique*, il n'existe pas de meilleure voie pour Becker que l'immersion sur le terrain. Mais, contrairement à Blumer, Becker suggère que nos représentations ne doivent pas être forcément conformes à la réalité dans la mesure où elles seront examinées à l'aide des ficelles. La *ficelle de l'hypothèse zéro* consiste précisément à formuler une hypothèse « dont on soupçonne fortement qu'elle ne correspond pas à la réalité » (p. 51) afin de remettre en cause nos images préétablies.

*Echantillons*, le chapitre suivant, n'aborde pas la technique d'échantillonnage vouée à la sélection d'un certain nombre d'individus ou de cas reproduisant correctement la population ou le phénomène social étudié. Becker incite plutôt le chercheur à ne pas se limiter aux méthodes d'échantillonnage classiques et consacre ce chapitre à démontrer comment et pourquoi les chercheurs en sciences sociales sont « prisonniers de la synecdoque de l'échantillon » (p. 130). L'auteur propose de considérer l'idée d'échantillon dans une perspective plus large : comment peut-on dire quelque chose sur ce que l'on a pas vu en fondant notre discours sur ce que l'on a vu, tout en visant l'idéal de la description complète du phénomène social étudié. Toute description, reconnaît Becker, est difficilement exempte d'interprétation dans la mesure où elle « nécessite un acte de sélection et exprime de ce fait un point de vue : elle est nécessairement, pour reprendre les termes de Thomas Kuhn, « chargée de théorie » (pp. 134–135). L'objectif est de trouver le bon équilibre entre interprétation et description, celle-ci ayant la propriété, selon l'auteur, d'aider à dépasser la pensée conventionnelle empreinte de « sens commun » et orientée, la plupart du temps, par des catégories issues de la théorie. Pour surmonter ce problème d'ordre méthodologique, Becker propose de faire usage de la *ficelle tout est possi-*

*ble* qui consiste à « identifier le cas qui risque de chambouler votre vision des choses, et à le rechercher » (p. 148). Les méthodes d'échantillonnage et les ficelles présentées dans ce chapitre ont toutes la vocation de produire des exemples et des cas les plus variés possible dans le but de « voir ce qu'il y a à voir et l'utiliser pour élargir le champ de [notre] pensée » (p. 172).

Après avoir exposé un certain nombre de ficelles autour des aspects méthodologiques liés à la prise en compte des représentations et à la recherche du meilleur échantillon de cas à examiner afin que la gamme complète des types du phénomène qui intéresse le chercheur soit couverte (la *ficelle de la machine*), la méthode inductive est examinée dans les chapitres quatre et cinq intitulés : *Concepts et Logique*. En cherchant à maximiser les chances d'appréhender tous les cas possibles dans le but d'élargir le champ de recherche, Becker insiste sur la nécessité de ne jamais perdre de vue les données empiriques lorsqu'il s'agit de définir un concept. L'idée est de ne pas se laisser « piéger » par des catégories préexistantes car elles conduisent le chercheur à des définitions façonnées par la théorie et les représentations. En suggérant que la définition d'un concept dépend de l'habileté du chercheur à « inclure dans [l']échantillon la plus grande variété possible de cas d'un phénomène donné » (p. 184) et en considérant l'aspect « relationnel » d'un concept, Becker propose la *ficelle de Wittgenstein* pour en élargir le champ. Cette ficelle permet d'« isoler les traits génériques d'une série de cas dont nous pensons qu'ils ont quelque chose en commun, d'isoler les traits à partir desquels nous pouvons élaborer la généralisation qui constitue un concept » (p. 227), c'est-à-dire à en découvrir la substantifique moelle.

Les ficelles développées dans le chapitre cinq, sont issues de la pensée logique. Becker se sert de certaines règles de la logique plus ou moins formelle pour découvrir de nouvelles choses, pour élargir notre pensée et notre compréhension. Les ficelles sont

de deux types, les premières concernent « la recherche des prémisses majeures implicites qui sous-tendent les arguments » (p. 234); les secondes « l'utilisation des tables de vérités pour générer des listes de combinaisons possibles » (p. 234). Pour expliquer et démontrer ces ficelles, Becker fait entre autres référence aux travaux de Paul Lazarsfeld, Charles Ragin et Alfred Lindesmith.

*Les ficelles du métier. Comment conduire sa recherche en sciences sociales* est une invitation à se familiariser avec l'univers de pensée de Becker, de mieux appréhender sa perspective sociologique et les méthodes qu'il utilise à cet effet. La structure même de l'ouvrage est axée sur l'idée de proposer des ficelles, des pistes de réflexion pour *penser* : « si vous acquérez ces habitudes de pensée, et si vous vous entraînez à la pratiquer comme je le suggère, vous finirez par devenir un pro, pour qui la pensée sociologique est une chose aussi naturelle que la respiration. [...] » (p. 333). Becker conclut son ouvrage par une parabole, celle de l'histoire de la *Porte du dragon*, empruntée à un maître zen, pour évoquer le fait « d'avoir intégré la pensée sociologique dans ses os et dans ses veines » (p. 335).

L'ouvrage insiste sur la nécessité pour tout chercheur en sciences sociales de s'immerger dans son terrain de recherche pour ne jamais s'éloigner des données empiriques. Par ailleurs, l'objectif pédagogique est réussi dans la mesure où il permet au lecteur familier de la tradition francophone de se confronter au contexte américain. D'autre part, l'ouvrage est parsemé de notices encadrées proposant des extraits d'œuvres et d'éléments biographiques d'auteurs tels que Clifford Geertz, George H. Mead ou George Boole. Néanmoins, l'ouvrage s'adresse principalement à des chercheurs avertis ayant déjà une expérience de terrain et une connaissance des auteurs cités.

Nadia Capuzzo

Département de sociologie  
Université de Genève

40 bd. du Pont-d'Arve, 1211 Genève 4  
nadia.capuzzo@socio.unige.ch

Pierre Bourdieu (2003) *Images d'Algérie. Une affinité élective*, Graz : Actes Sud/Sinbad/Camera Austria, 224 p.

Conçu par Franz Schultheis et Christine Frisinghelli, cet ouvrage accompagne une exposition itinérante qui rassemble une série de photographies prises par Pierre Bourdieu sur le terrain de ses premières recherches en Algérie, entre 1958 et 1961, où on le découvre en train de forger ses outils théoriques et méthodologiques au contact d'une population en guerre, avec tous les risques qu'on devine.

Ces clichés, au départ, n'étaient pas destinés à être exposés publiquement ni à être réunis dans un livre; il s'agissait plutôt de conserver les traces et les moments d'une démarche de recherche où la photographie ne constitue qu'une technique de recueil de données parmi d'autres, aux côtés de l'analyse statistique, de l'entretien en profondeur ou du questionnaire standardisé auxquels aura également recours Bourdieu. L'usage du *Rolleiflex* ou du *Leica*, en l'occurrence, lui permet alors de prendre ses distances par rapport à des situations qui, souvent, le révoltent, mais aussi – et paradoxalement – de s'en rapprocher à travers l'attention que la photographie, à la fois, exige et autorise pour les moindres détails de la vie quotidienne. A la différence du reporter photographe, le sociologue s'attache moins à rendre compte du fait ou de l'événement qui va marquer l'actualité qu'à en restituer le contexte si bien que, dans ces portraits de paysans, ces visages, ces gestes, ces femmes allant au puits, ces artisans à leur ouvrage, il n'est question de la guerre d'Algérie que de manière indirecte. Les camps de regroupement, les villages aux toits défoncés, les slogans politiques, les petits métiers de la survie, voire certaines scènes de rue semblent, par contre, aller droit au fait. Ce serait pourtant succomber à l'illusion rétrospective que de leur prêter, d'entrée de jeu, une valeur de témoignage ou une portée militante, non que celle-ci soit absente, mais elle n'est sans doute pas l'essentiel.

Certes, ce « spectateur engagé » dont parlait Raymond Aron, son futur patron à la Sorbonne, Pierre Bourdieu l'est aussi à sa manière en Algérie. Mais à l'époque, et de son propre aveu, ces photographies remplissaient d'abord deux fonctions : « La fonction documentaire : il y a des cas où je faisais des photographies pour pouvoir me souvenir, pour faire des descriptions après, ou bien des objets que je ne pouvais pas emporter et que je photographiais; dans d'autres cas, c'était une façon de regarder (...) une façon d'intensifier mon regard, je regardais beaucoup mieux et puis, souvent, c'était une entrée en matière » (pp. 21–23).

Des interlocuteurs sollicitant le chercheur pour une prise photographique, et non l'inverse, cela arrive quelquefois, et Bourdieu ne cache pas dans son entretien avec Schultheis les sentiments qui le lièrent très tôt à ce pays et à ces habitants avec lesquels il se sera efforcé – avant même d'en discuter les conséquences méthodologiques au terme de *La misère du monde* – d'entrer dans une relation de compréhension, sinon mutuelle, du moins approfondie. Aussi les quelque cent soixante clichés que présente ce livre nous en apprennent-ils autant sur leur auteur que sur les sujets qu'il s'est ou qui l'ont choisi tant il est vrai qu'un travail empirique rigoureux ne saurait faire l'impasse sur cette dimension réflexive. En Algérie, c'est en marchant que le chercheur aura appris à marcher, et si le lecteur ne trouvera pas dans ce livre – à la différence de nombreux manuels dits d'anthropologie visuelle – un discours de la méthode photographique, il ne manquera pas de goûter aux joies que procure la découverte d'une pratique à chaud du métier de sociologue.

Jusqu'à l'automne 2001, Pierre Bourdieu aura été en mesure de collaborer à ce projet collectif en décidant de la façon dont devaient être regroupés des photographies pour partie inédites et des textes quelquefois difficiles d'accès, mais ayant tous fait l'objet de publications antérieures. Cinq séquences thématiques structurent cet ouvrage, séquences auxquelles correspondent

autant de préoccupations récurrentes de l'auteur, et qui souvent recèlent des observations – sur le port du voile, par exemple, ou sur le rapport des familles à l'institution scolaire – qui n'ont rien perdu de leur intérêt près d'un demi-siècle plus tard. La description de ce que la guerre change dans les habitudes ou les déplacements de la population algérienne, mais aussi le relevé minutieux du plan de la maison traditionnelle kabyle par opposition aux alignements au cordeau des *gourbis* construits par l'armée française, aident aussi à décrypter les photographies : le texte, ici, illustre l'image.

Le lien entre *habitus* et habitat; la répartition des tâches entre les genres; la différence entre l'*hexis* corporelle de l'homme et celle de la femme; le malheur des *fellahs* privés de leurs terres, assis à l'ombre d'un arbre à tuer le temps ou, à l'inverse, travaillant au coude à coude pour les colons; l'afflux de ces déracinés vers les villes et la formation d'un sous-prolétariat urbain, précaire et misérable; la vie au jour le jour de ces vendeurs à la sauvette, colporteurs en tous genres et autres cireurs de chaussures qui s'extasient devant des vitrines où brillent des biens auxquels leurs maigres ressources ne leur donneront jamais accès : tels sont quelques-uns des thèmes de jeunesse qu'on retrouve dans ce livre posthume.

Mais c'est la photographie qui, ici, compte d'abord : une femme voilée au guichet de l'« auto-école moderne », et voilà qu'en un clin d'œil Bourdieu s'épargne un long discours sur la rencontre entre tradition et modernité. D'autres clichés jouent de ce même contraste, en particulier ceux pris dans un environnement urbain où prolifèrent les affiches publicitaires comme la propagande gouvernementale. Les tirages noir-blanc, parfois des originaux, sont reproduits dans divers formats et, pour l'exposition au moins, accompagnés de légendes qui permettent de les situer et de les dater. Toutes ces images sommeillaient dans les archives du sociologue, aujourd'hui disparu, mais dont le travail demeure ainsi – quelles que soient les réserves qu'il inspire

parfois sur le plan théorique – une source d'inspiration pour qui ne craint pas de se salir les mains au contact d'un terrain d'enquête attachant en sachant, comme Pierre Bourdieu le fit si bien, vivre et penser avec passion.

André Ducret  
Département de sociologie  
Université de Genève  
40 bd. du Pont-d'Arve, 1211 Genève 4  
André.Ducret@socio.unige.ch

Claudia Barril, Marion Carrel, Juan-Carlos Guerrero, Alicia Márquez (dir.) (2003) *Le public en action. Usages et limites de la notion d'espace public en sciences sociales*. Paris : L'Harmattan (Logiques politiques), 384 p.

*Le public en action* est issu de deux journées d'études doctorales de l'École des hautes études en sciences sociales. Le recueil réunit une quinzaine de contributions de jeunes chercheuses et chercheurs de différents horizons. L'infexion pragmatiste du titre rappelle que la réorientation de la recherche sur l'espace public n'est pas étrangère à l'emprise croissante des réflexions de John Dewey sur la constitution du public au travers de l'enquête sociale<sup>1</sup>. L'ouvrage propose un large éventail de terrains de recherche, de perspectives théoriques et de démarches méthodologiques. Bien qu'assumée par l'équipe directive dans l'introduction, cette hétérogénéité peut sans doute décontenancer le lecteur. Il nous semble donc utile de dégager deux thématiques, qui reprennent les pistes empiriques proposées dans l'éclairante postface de Louis Quéré et Alain Cottreau : l'explicitation des pratiques et attentes (souvent tacites) qui sont constitutives de l'espace public, et la saisie des modalités concrètes de l'enquête sociale et sa relation à l'action publique. Nous conclurons enfin sur la relation de la recherche à l'objet problématique que constitue l'espace public.

Ce n'est pas la moindre des qualités de l'ouvrage que de parcourir un grand nombre de contextes différents, montrant ainsi la variété et les difficultés de réalisations concrètes d'un espace public. Les études relèvent ainsi les spécificités tour à tour locales, nationales et internationales du phénomène<sup>2</sup>. L'option pragmatiste largement partagée permet aux auteurs de reporter en quelque sorte la question du contexte sur les pratiques observées. On observe ainsi comment la dimension locale est mobilisée et parfois rejetée, et comment les spécificités d'un espace national sont pratiquement dévoilées, thématisées ou occultées dans le cours même de l'action. Deux textes portent enfin sur les problèmes spécifiques auxquels se confronte l'émergence d'un espace public dépassant les frontières nationales qui l'ont historiquement déterminé. Ces questionnements soulèvent à leur manière les conditions pratiques d'existence et de maintien d'un espace public. Les analyses semblent converger vers l'élucidation de pratiques, de routines et d'habitudes constitutives de la vie publique (et du public lui-même pour ce qui est des deux analyses de réception), sans négliger les luttes que l'absence ou l'émergence de telles façons de faire suscitent. A cet égard, les analyses historiques rappellent que c'est au travers de l'espace public que se reconfigurent le champ d'expérience et l'horizon d'attente du collectif. Les différents travaux contribuent ainsi à une critique empiriquement informée du modèle habermassien. Par son accent sur les conditions pratiques et souvent tacites de l'espace public, cette critique s'inscrit davantage en complément qu'en opposition à l'analyse fondatrice de Habermas.

1 Cf. Dewey John, *Le public et ses problèmes*, Tours : Farrago, 2003 [1927], trad. J. Zask.

2 Il convient de souligner d'une part l'apport des analyses de plusieurs terrains sud-américains, et d'autre part les contributions de trois sociologues suisses, P.-A. Schorderet, C. Terzi et O. Voirol, les deux premiers proposant chacun une analyse empirique de cas suisses.

Comme indiqué plus haut, l'ancrage de l'analyse dans des pratiques observables et descriptibles s'inspire de la perspective pragmatique de John Dewey. Un public se constitue par la prise en compte de conséquences d'actions collectives. Ces conséquences sont établies au travers d'une enquête qui, pour Dewey, se doit d'être libre et ouverte. Par ailleurs, le problème pratique de la clôture de l'enquête ne peut être dissocié de l'établissement d'une action publique destinée à remédier aux manques ou dysfonctionnements identifiés dans et par l'enquête. Cette perspective théorique ouvre un vaste champ empirique aux sciences sociales. Nous y relèverons deux problématiques : celle de la problématisation (et de ses différents registres) et celle des conditions de participation.

La problématisation désigne le travail collectif par lequel une situation devient publiquement problématique. Ce travail implique l'établissement, forcément sélectif, de la nature du problème, de ses acteurs et de son public. L'enquête sociale s'apparente alors à une mise en intrigue par laquelle une situation indéterminée devient progressivement une totalité intelligible, donnant ainsi prise à l'action. De nombreux textes mettent l'accent sur la temporalité complexe de cette opération. Dans la perspective de la sociologie de l'événement, l'établissement d'un problème « sous une description » conduit à considérer rétrospectivement les étapes antérieures comme conduisant à cette description, et donc à déconsidérer des descriptions alternatives. Cette propriété de l'enquête pose des problèmes délicats à une analyse descriptive, notamment dans son rapport (ironique, critique, correctif ?) à la description qui s'est publiquement imposée. On peut mentionner rapidement deux ordres de problèmes abordés dans l'ouvrage qui se rattachent aux questions de description et de catégorisation. D'abord, le processus de publicisation met souvent en jeu la capacité d'auto-définition des acteurs, en particulier de groupes minoritaires. L'émergence dans l'espace

public implique souvent de recourir à des typifications pré-existantes, qui induisent des situations de dépossession et de violence symbolique, même si l'inertie des dispositifs de catégorisation ne joue pas systématiquement en défaveur des groupes ainsi catégorisés. Ensuite, plusieurs études abordent les difficultés propres du travail médiatique. C'est au travers d'un travail de catégorisation que les médias rendent saisissable une situation parfois peu intelligible. On voit donc les enjeux des pratiques par lesquelles un public parfois distant se voit affecté par un problème, ouvrant ainsi la voie à une éventuelle action publique.

Une autre dimension importante de l'enquête sociale est celle de la variété des registres de problématisation. C'est sans doute sur ce point que l'abstraction du modèle classique pose le plus de problèmes. Nombre de textes pointent non seulement l'inadéquation d'une réduction au seul registre, distancié et rationnel, de l'usage public de la raison, mais également les problèmes spécifiques que pose la prise en compte d'autres registres. Le lecteur prend ainsi la mesure des enjeux d'une traduction en paroles et actions publiques de phénomènes trop vite exclus de l'espace public. On peut ici mentionner les émotions et les affects, et les compétences pratiques et autres savoir-faire, notamment ceux qui portent sur des objets. Plus généralement, on voit se substituer à une exigence de distanciation de nouvelles modalités d'articulation publique de l'expérience. De tels objets contraint l'analyste à se doter de nouveaux outils théoriques. On mentionnera d'un côté la prise en compte, parfois critique, de la sociologie des régimes de justification, et de l'autre, l'usage récurrent de la notion d'espace public intermédiaire, développée par Alain Cottreau. Ces deux démarches présentent l'intérêt d'intégrer théoriquement des dimensions négligées de l'espace public.

Dans la mesure où la pluralité des régimes de problématisation renvoie à celle des régimes d'engagement, cette thématique ne peut être dissociée de celle des conditions

de participation à l'espace public. Les études présentent ainsi de nombreuses situations où les distinctions entre privé et public, interconnaissance et anonymat, expertise et expérience sont redéfinies. Les difficultés et les conflits auxquels se confrontent ces tentatives rappellent que l'abstraction du modèle de l'espace public n'est pas l'apanage des sciences sociales, dans la mesure où une redéfinition du cadre de participation constitue un enjeu central de l'enquête sociale. Pour aller vite, et au risque de renforcer la métaphore spatiale, on dira que l'effort analytique (et dans une certaine mesure pratique) consiste davantage à trouver d'autres portes d'entrée qu'à abaisser le seuil d'accès à l'espace public.

Dans la postface, Louis Quéré et Alain Cottreau rappellent judicieusement la dimension réflexive de l'espace public, lequel, selon l'expression de Charles Taylor, « incorpore la compréhension que l'on en a ». En effet, l'espace public fait fond d'un ensemble de significations, d'institutions et de pratiques. On comprend mieux la nature indissociablement normative et descriptive du concept. D'une part, il demeure tributaire d'un imaginaire social qui ne peut être entièrement explicité. Cet imaginaire comporte une dimension axiologique irréductible. D'autre part, il s'agit bien d'un concept descriptif des sciences sociales. Un tel concept se distingue de ceux des sciences naturelles par le fait qu'il ne peut s'affranchir complètement du référent singulier qu'il a, selon l'expression de Passeron, permis de conceptualiser. Cette conceptualisation ouvre un domaine de recherche empirique qui ne peut se satisfaire d'une clôture positive ou abstraite.

Les auteurs de la postface indiquent également que l'espace public est à la hauteur des pratiques qui le font exister. Ce prédictat semble s'appliquer autant à l'objet qu'au concept de sciences sociales. Autrement dit, réalisation concrète et analyse empirique de l'espace public ne vont pas de soi. Si certains textes négligent de tirer les conséquences, analytiques et normatives, des résultats

empiriques, l'ensemble du recueil propose un très bon panorama du domaine de recherche, de ses objets et problèmes spécifiques. A ce titre, l'ouvrage enrichit le questionnement sur le rapport entre enquête sociale et enquête de sciences sociales. C'est sans doute dans l'élucidation de pratiques et attentes largement tacites que l'enquête de sciences sociales ouvre les pistes les plus fructueuses. Sur ce point, l'ouvrage propose de nombreuses alternatives, tant à une saisie descriptive en surplomb qu'à une approche normative a priori. C'est peut-être à ce prix que l'enquête de sciences sociales peut devenir partie prenante de l'espace public.

Alain Bovet

Collaborateur scientifique

Département des sciences de la société

Université de Fribourg

Avenue de l'Europe 20

CH – 1700 Fribourg

alain.bovet@unifr.ch

Gabriel Gosselin (2002) *Sociologie interprétative et autres essais*, Paris : L'Harmattan, 380 p.

Né en 1938, ancien étudiant de Pierre Bourdieu, Gabriel Gosselin propose dans *Sociologie interprétative et autres essais* ses réflexions sur l'interprétation sociologique et la démarche scientifique du sociologue, sur la base de sa longue expérience de la recherche anthropologique (en particulier en terres africaines) et de ses contributions à différents débats théoriques en sciences sociales (notamment l'éthique, la démocratie et l'ethnicité).

*Sociologie interprétative et autres essais* est composé d'un essai de presque 100 pages intitulé « Hermès et les chats de Zanzibar » (chapitre I), représentant le cœur théorique de l'ouvrage où Gosselin expose ses thèses sur l'interprétation et la démarche sociologiques. Le reste de l'ouvrage est composé d'une quinzaine d'anciens articles, de

natures différentes (article de fond – théorique et empirique, communication dans un colloque ou une journée d'étude, commentaire critique d'ouvrage, prise de position dans un débat, article de presse) et touchant à des thèmes divers comme le « travail et développement en Afrique tropicale » (chapitre II), « progrès et interprétations de la modernité » (chapitre III), « la limite et l'urgence éthiques » (chapitre IV) et « la différence et l'ambiguïté ethniques » (chapitre V). Ces quatre chapitres correspondent à un découpage des recherches de l'auteur en quatre décennies, sur une période allant de 1963 à 2001. L'étendue des domaines relatifs à ces quinze articles, que Gosselin nous invite à relire, est trop vaste pour être discuté dans ce compte-rendu. C'est pourquoi nous avons préféré focaliser notre attention sur la sociologie interprétative, but premier de l'ouvrage.

Se rattachant à la tradition sociologique issue de la phénoménologie de Merleau-Ponty, Gosselin veut pousser le chercheur à développer une attitude réflexive vis-à-vis de sa place dans la situation d'enquête (p. 48–49). Il reprend ainsi les travaux de Hughes et Strauss, qui avaient initié l'idée du terrain réflexif, dans le but d'atteindre une connaissance basée sur les catégories de langage et d'action des individus, connaissance devant servir de matériel de base à l'élaboration des catégories d'analyses du chercheur. L'observation participante ne peut fournir une description de l'intérieur sans biais, car depuis Kant (et Cassirer, et Goodman) nous savons que la perception n'est pas le reflet de la réalité *en soi*, mais qu'« il n'y a de réalité pensable que celle-là même qu'on construit en pensant » (p. 41). C'est pourquoi la sociologie n'étudie pas des objets, mais des significations. L'homme fabrique un monde de sens et le sociologue en étudie les significations, en recomposant des nouvelles significations à partir des premières, c'est-à-dire par une interprétation de second degré. La *Weltanschauung* de Gosselin se rattache donc aux courants de la sociologie symbolique de Richard Harvey

Brown<sup>1</sup> et de l'anthropologie culturelle de Clifford Geertz<sup>2</sup>, qu'il cite souvent. Gosselin conçoit le monde comme une « forêt de symboles » (p. 50), « toujours déjà signifié » (p. 42), le monde « comme texte » (p. 46).

Ainsi, la sociologie interprétative de Gosselin se fonde-t-elle sur deux traditions intellectuelles, la phénoménologie et l'herméneutique. Puisqu'elle est une interprétation d'une interprétation des individus, elle refuse les oppositions entre qualitatif et quantitatif, ethnologie et sociologie, devenues stériles. Elle refuse également la dichotomie entre explication et compréhension, leur préférant une dialectique où l'explication revient à n'être que le moment « méthodique » d'une compréhension, selon la théorie de l'arc herméneutique de Paul Ricoeur.

Le but de la connaissance sociologique devient donc celui d'une interprétation de deuxième degré, dont la fonction est d'objectiver le symbolique. Critique du relativisme exacerbé (« Tout se vaut »), Gosselin invite le sociologue à la prudence épistémologique et à une prise de conscience des limites de toute enquête sociologique, à la suite de Weber et Bourdieu.

L'attitude réflexive du chercheur doit également s'exercer au niveau de l'enquête elle-même. Un anthropologue français chez des paysans africains est toujours un blanc qui appartient à un univers colonisateur, selon Gosselin. L'enquête est d'abord une relation sociale, qu'il faut apprendre à gérer, en objectivant ses appartenances. Elle est aussi un défi « existentiel » (p. 23), par la recherche de la bonne distance à construire entre le chercheur et les personnes étudiées, en se situant à mi-chemin entre le familier et l'étrange. Elle suppose enfin la conscience de ses propres valeurs, le sociologue étant lui-même son propre instrument

1 *A Poetic for Sociology*, New York, Cambridge University Press, 1977.

2 *The Interpretation of Cultures*, New York, Basic Books, 1973.

d'observation, il doit connaître ses limites et ses déformations (p. 94).

En résumé, l'essai « Hermès et les chats de Zanzibar » représente un petit manifeste pour une sociologie compréhensive qui refuse les dichotomies stériles entre qualitatif et quantitatif, se veut résolument empirique et sceptique, défendant un « réalisme symbolique » et s'interrogeant constamment sur la nature des données produites. Si nous retrouvons dans cet essai les travaux connus de Hughes, Ricoeur, Brown, Geertz, Bourdieu, Mills, c'est à une synthèse originale que Gosselin nous invite, conjuguant habilement éthique, épistémologie du savoir et démarche sociologique. Sans complexe, il milite pour une sociologie réconciliée avec elle-même, où le sociologue s'accepterait tel qu'il est, c'est-à-dire un citoyen comme les autres malgré son étiquette de chercheur.

Une remarque pourrait être adressée à l'encontre de cet ouvrage. Outre le morcellement du livre en études diverses qui lui font perdre en cohérence, Gosselin a voulu lui donner une forme pédagogique, en présentant didactiquement les œuvres des principaux auteurs au fondement de sa démarche (Brown et Geertz en particulier, mais aussi Ricoeur) et en proposant une liste de dix conseils pour les apprenti-chercheurs en sciences sociales. C'est une bonne chose en soi, mais elle aurait gagné en légèreté si le texte n'était pas accompagné de nombreuses redondances sur le sens et les caractéristiques de l'interprétation sociologique, faisant perdre le caractère synthétique qui devrait accompagner tout livre se donnant une dimension pédagogique. Une synthèse que l'auteur aurait pu trouver en associant à son exposé rigoureux de la théorie la présentation détaillée d'études de cas, illustrant explicitement le propos (ce que ne font pas les quinze articles qui suivent l'essai). Il aurait également gagné en clarté s'il avait été suivi, par exemple, d'une analyse systématique des différentes *formes* de l'interprétation sociologique en fonction de la nature du terrain, de l'instrument d'obser-

vation, du schème d'intelligibilité, de l'objectif de recherche et de l'analyse employée.

Bien qu'il n'ait pas l'intention d'explorer de façon exhaustive la question de l'interprétation en sociologie, nous regrettons néanmoins l'absence de positionnement de Gosselin vis-à-vis d'un autre courant théorique ayant posé les bases d'une sociologie interprétative, nous pensons à l'œuvre de Roger Bastide<sup>3</sup>, suivie par celle de Gilbert Durand<sup>4</sup>, courant ayant abouti à des enquêtes empiriques en sociologie jusqu'à récemment. Par ailleurs, la sociologie interprétative allemande – connue dans la francophonie à travers les travaux de Michel Molitor<sup>5</sup> et son herméneutique collective – n'est pas abordée non plus. Ces sociologies ont en commun d'avoir développé une notion importante, nous semble-t-il, pour une sociologie interprétative, celle de la *topique* (la topique sociale de Durand et la topique du « texte », ou du récit, chez Molitor), dont le recours permettrait d'envisager la question de la compréhension sur d'autres bases. Si la notion de topique est empruntée à la psychanalyse (impliquant l'idée d'une dénivellation de la psyché), en sociologie elle implique l'idée d'un dépassement des aspects factuels et la mise en évidence, empirique, d'une profondeur symbolique, et de la dynamique réciproque entre ces deux niveaux (le niveau patent, qui est factuel, rationnel, codifié et le niveau latent, qui est profond, imaginaire, mythique). Lorsqu'elle devient la composante d'une théorie sociologique, elle permet d'interpréter une société en la plaçant dans le fil de l'histoire et de voir la pluralité des valeurs dans chaque

3 *Sociologie et psychanalyse*, Paris, P.U.F., 1950.

4 *Introduction à la mythodologie*, Paris, Albin Michel, 1996.

5 « L'herméneutique collective » in J. Remy & D. Ruquoy, *Méthodes d'analyse de contenu et sociologie*, Bruxelles, Facultés universitaires de Saint-Louis, 1990, p. 19–35.

nivellement. Un vaste programme donc, qui aurait mérité un commentaire.

*Stéphane Cullati  
Institut d'anthropologie et de sociologie  
Université de Lausanne, BFSH 2  
CH – 1015 Dorigny  
Stephane.Cullati@ias.unil.ch  
et Centre de sociologie des représentations  
et des pratiques culturelles  
Département de sociologie  
UFR SHS Université Pierre Mendès France  
B.P. 47 F – 38040 Grenoble Cedex 9*